

Das Handwerk im Spiegel der Sprache

„Verachtet mir die Meister nicht!“

Don Prof. Dr. Edwin Müller-Graupa (Dresden).

Im Gegensatz zur heutigen Zeit, die durch Technisierung und Rationalisierung, durch Massenfabrikation, Warenhäuser und Konsumvereine das gediegene alte Handwerk immer mehr zurückdrängt, spielte dieses einst bekanntlich im Mittelalter eine bedeutsame Rolle. Nicht nur die Städte Süd- und Norddeutschlands mit ihren stolzen Domen, prächtigen Rathäusern und schmuckgegiebelten Patrizierhäusern erzählen uns von der einstigen Macht und Pracht der Gilden und Zünfte; auch die Sprache des Alltags kündigt uns noch davon. Denn viele Wörter und Wendungen, deren Ursinn uns heute unverständlich geworden ist, entstammen dem Leben des Handwerks.

Einst zog der Geselle, um Kenntnisse und geistigen Gesichtskreis zu erweitern, „auf der Walze“ durch die Lande und machte dann, heimgekehrt in die Vaterstadt, sein „Meisterstück“. Denn nun erst war er dank seiner „Wanderfahrt“ als Handwerksbursche „er-f a h r e n“ und „be-w a n d e r t“ in seinem Fach und konnte sich als „Meister“ niederlassen. Heute gilt jeder hervorragende Kenner und Könnler als „Meister“ in seinem Fache, auch in Musik und Wissenschaft. Wir reden vom „Meister“ Bach; wir nennen von Wilamowitz den „Altmeister“ der klassischen Philologie; wir sprechen von den „Lehr-, Wander- und Meisterjahren“ eines Künstlers. Wir pfuschen einem anderen „ins Handwerk“ oder müssen ihm gar „das Handwerk legen“.

Als das älteste Handwerk ist wohl das Schmiedehandwerk zu betrachten — bei der Bedeutung von Waffe und Pflug für den Germanen sehr erklärlich! Auch die Rolle, die der Schmied in der deutschen Sage spielt (ich erinnere an Wieland und Mime), spricht ja dafür. Kein Wunder also, wenn viele bildliche Ausdrücke unserer Sprache diesem Handwerk entstammen! So sprechen wir vom „Ränkeschmied“ und „Derfeschmied“; wir „schmieden“ Pläne für die Zukunft. „Jeder ist seines Glückes Schmied“, ruft uns das Sprichwort zu und fordert uns auf, „das Eisen zu schmieden, solange es noch warm ist“! Wir haben längst vergessen, daß das edle „Geschmeide“ aus der kunstgeübten Hand des Goldschmieds hervorgeht und „geschmeidig“ ursprünglich nur vom Eisen gesagt wird, das durch das Feuer des Schmieds biege- und schmiegsam wird. Wer denkt heute noch beim „spröden“ Mädchen oder dem „geschmeidigen“ Hofmann an den Zusammenhang mit dem Schmiedehandwerk? Wir legen jetzt auch Worte „auf die Goldwaage“ und „schärfen“ anderen das Gewissen. Schulmeister oder Schicksal „hämmern“ dem Menschen Wissen oder Erfahrung ein. Jeder einzelne ist im Leben „Hammer oder Amboß“; die ältere Generation der Leser wird sich noch an den gleichnamigen Roman von Friedrich Spielhagen erinnern. Wie der Schmied das Eisen, so „stählt“ das Leid den Charakter des Menschen; Kampf wird dem Herrenmenschen zu einem „Stahlbad“ und „schweißt“ feste Bande der Freundschaft zusammen. Bei Tannenberg und an den Masurischen Seen mußte der Russe Hindenburgs gefürchtete „Zango“ verspüren, und der Student erweist sich im Examen — wie das Pferd durch den Hufschlag des Schmiedes — als „gutbeschlagen“. Wer eine Sache „in Beschlag nimmt“ oder auf sie „Beschlag legt“, der nimmt sie genau so an sich, um sie festzuhalten, wie der Schmied den Pferdehuf, um ihn zu beschlagen. In Nöten ist es gut, wenn man „zwei Feuer im Eisen“ hat, oder zu wissen, wo man „vor die rechte Schmiede“ gehen muß.

Ebenso reich fließen die Bilder aus dem naheverwandten Gewerbe des Zimmermannes. Er arbeitet mit dem Richtlot, das oft aus Blei (Richtblei), oft aus Holz (Richtscheit) besteht, meist aber nur eine Schnur darstellt („Richtschnur“). Daher ist der geradeste Weg „schnurgerade“. Verkauft alles bei einer Festlichkeit ordnungsgemäß, dann ist „alles im Lote“ oder es geht „wie am Schnürchen“, „nach der Schnur“. Begeht ein Mensch eine Dummheit, einen Fehler, dann hat er, wie der Zimmermann, „danebengehauen, sich verhauen, über die Schnur gehauen“. Im Griechischen und Lateinischen hieß das Richtlot „kanon (canon)“, das dann zum Begriff „Maßstab“ wurde. Daher setzte der Schulmeister der Humanistenzeit unter eine Schularbeit, die „unter allem Maßstab“ war, die Zensur: sub omni canone. Daraus machte das Volk „unter aller Kanone“. Wer mit jemandem das gleiche Ziel verfolgt, der haut mit ihm „in die gleiche Kerbe“. Wer dumm ist, hat „einen Sparren zu viel“ im Kopfe oder „ein Brett, eine Latte“ vor dem Kopfe. Der Zimmermann arbeitet mit Zwecken und Schrauben, Nägeln und Nieten, mit Hobel und Bohrer. Daher die Redensart „alles, was nagel- und nietfest ist“ oder eine Sache „festnageln“. Einen ungeschliffenen Menschen nennen wir „ungehobelt“

oder „einen groben Klotz“, einen engstirnigen „ver-nagelt, ver-bohrt, ver-dreht, ver-schroben (v. Schraube)“, während der Kluge immer „den Nagel auf den Kopf trifft“ und auch die „ver-zwicktesten“ Probleme meistert. Bei dem Worte „der Zweck“ ist für uns der ursprüngliche Zusammenhang mit der Zwecke (= Holzstift) schon völlig verblaßt. Der Holznaegel in der Mitte der Schützen-scheibe wurde schließlich zum „Ziel“ selbst. Früher konnte nur der Schütze „seinen Zweck verstehen“, jetzt jeder eine Sache oder Handlung. Wenn der Zimmermann die Balken behaut, dann „fliegen die Späne“ oder „Splitter“ (= kleinsten Holzteile). Daher „sich zersplittern“, „Splitterrichter“ nach dem Bibelwort (Matth. 7, 3): „Was siehst du aber den Splitter in deines Bruders Auge und wirfst nicht gewahr des Balkens im eigenen Auge?“, sowie „splitternackt“ (nackt wie ein frischer Span).

Aus dem Böttchergewerbe kommen die Redensarten „dem Faß den Boden ausschlagen“ und „außer Rand und Band“ sein, die ursprünglich dem Fasse gilt, dessen Rand und Bänder springen oder zerfallen. Daß die Begriffe „sich fassen, gefaßt, Fassung“ auf das Faß zurückgehen, ist uns freilich ganz unverständlich geworden.

Der Baugewerke „begründet“ zunächst seinen Bau, um ihn dann „auszubauen“, muß aber oft auch dabei einem alten Gebäude „Abbruch tun“. Welche Freude, wenn er dann seinen Bau „unter Dach und Fach“ hat! (Das jetzt so zeitgemäße „abbauen“ stammt dagegen aus der Bergmanns-sprache!).

Wir kommen nun zum Schneider und Schuster. Ihre erste „Amtshandlung“ besteht darin, daß sie zum Maß greifen und Maß nehmen. Wenn wir „zu Maßnahmen greifen“, denken wir nicht mehr an ihr Handwerk; der eigentliche Sinn der Redensart ist also „die ersten, einleitenden Schritte tun“. Der Höfling „fädelt“ eine Intrige ein; man „sticht“ seinen Gegner mit boshaften Bemerkungen, versetzt ihm „Nadelstiche“ und „flickt“ ihm gern etwas „am Zeuge“. Schlägt die Feierstunde und macht der Schneider Schluß, dann „hängt“ er die Sachen „an den Nagel“ oder „steckt sie auf“. Die Redensart „aus dem Schneider sein“, die jedem Skatspieler geläufig ist, hat dagegen nichts mit unserem Handwerke zu tun. Bei 60 Punkten hat der Spieler gewonnen, bis 30 zählen die Gegner aber doppelt. Diese Zahl bildet also den Schnittpunkt oder „Schneider“. Eine Jungfer, die schon „aus dem Schneider“ ist, zählt also über dreißig Lenze. Meist sind Schneider bekanntlich dünne, magere Leute; daher die Wendungen „dünn wie ein Schneider sein, wie ein Schneider frieren, laufen“. Deshalb nennen wir Obersachsen auch die zierliche, längliche Semmel einen „Schneider“, das runde Dreierbrötchen dagegen einen „Schuster“. Denn diesem eignet meist eine gedrungene Gestalt. Sein wichtigstes Handwerkszeug ist Sohle und Leisten. Einem Schuster, der die Zeichnung der Schenkel an einem Bilde des berühmten griechischen Malers Apelles bemängelte, rief dieser zornig zu: „Schuster, bleib bei deinem Leisten (sutor, ne supra crepidam)!“ Mancher macht alles „über einen Leisten“ und weiß nicht, „wo ihn der Schuh drückt“. Der strenge Papa „versohlt“ seinen Jungen, weil dieser wieder einmal in der Hausarbeit „einen schönen Stiefel

zusammengeschmiert“ hat. Wer zu Fuß wandert, reitet „auf Schusters Rappen“ durch die Lande. In der Ehe, in der die Frau „die Hosen anhat“, steht der Mann „unter dem Pantoffel“; denn sie setzt ihm den Fuß auf den Nacken. Einen Stümper nennt man einen „Schuster“; daher auch etwas „verschustern, zusammenschustern, zurechtstustern“. („Zu- und bei-schustern“ gehören aber ursprünglich zu „Zuschuß, beischießen“.)

Für den Schuster macht der G e r b e r die Felle „gar“, d. h. fertig. Heutzutage wird auch das Fleisch, das Essen „gar“, und wer dem andren den „Garaus“ macht, versetzt ihm den l e g t e n Rest. So sinkt „gar“ schließlich zur bloßen Partikel im Sinne von voll-e n d s“ herab, wenn wir sagen: „Du willst wohl gar noch Hals und Beine riskieren?“ Der Schulmeister „gerbt“ dem Taugenichts das „Fell“, oder „walkt“ ihn ordentlich durch. Weh dem Unglücklichen, dem „alle Felle fortgeschwommen sind“; er hat das bloße „Nachsehen“!

Der S e i l e r hantiert mit der spigen Hechel und Riffel, um den Hanf von Unrat zu säubern, und verarbeitet ihn dann zu Stricken. Daher stammen die Wendungen: „jemanden durchhecheln, rüffeln, jemandem einen Rüffel erteilen, einen Strick drehen“. Wer eigentlich den „Galgenstrick“ verdiente, den nennen wir selbst kurz einen „Galgenstrick“ oder einfach „Strick“.

An den Seiler schließt sich passend der W e b e r an. Er „zettelt“ wirklich den Webstuhl „an“, ein Ausdruck, den wir jetzt von bösen Anschlägen gebrauchen; er kann sich dabei aber auch „verzetteln, verwickeln, verstricken“. Er gibt dem Gewebe den farbigen „Einschlag“ oder tut den „Eintrag“, d. h. zur Verbindung mit dem Aufzug die Quersäden hinzu. So kommt die Wendung „einer Sache Eintrag tun“ zu der Bedeutung: in die Quere kommen, schädigen. Daher dann auch das Zeitwort „be-einträchtigen“. Auch der einzelne F a d e n spielt im Sprachleben eine Rolle. Böse Jungen lassen an ihrem Nächsten keinen „guten Faden“, böse Nachbarn „spinnen keinen guten Faden zusammen“. Daraus entstehen oft „ver-wickelte“, „ver-fickte“ oder „ver-trachte“ Geschichten (letzteres vom niederdeutschen Zeitwort „trecken“ = ziehen; vgl. Treck-buren, d. h. wandernde Buren). Seit Goethes „Wahrheit und Dichtung“ sprechen wir von dem „roten Faden“, der sich durch ein Werk, ein Leben hindurchzieht. Eigentlich bezeichnet dieser den innersten, unzerreißbaren Bestandteil der Taue in der englischen Marine. Auch „Garn“ wird auf das Geistige übertragen. Seebären spinnen „ihr Garn“, wenn sie zusammen schnaken. Wir sprechen ferner von „Spinnengewebe“ und benennen die Wespe (bayr. Webse) wegen ihres gespinstähnlichen Nestes nach ihrer Webtätigkeit. Der Text ist ursprünglich das „Gewebe“ von Gedanken (vgl. Textil-waren!), wie ja auch der Dichter einen Gedanken, der Komponist ein Motiv in sein Werk „verwebt“ oder „einspicht“. Bei der Wendung „einen Gedanken ent w i c k l n“ denken wir auch nicht mehr an das Garn. Die Tätigkeit des Webens bezeichnete einst auch das Zeitwort „wirken“ (vgl. Strumpfwirker), das jetzt im allgemeinen den Sinn von „arbeiten, tätig sein“ erhalten hat; daher das „Handwerk“!

Auch der Meister „F i g a r o“ hat unsrer Sprache manchen bildlichen Ausdruck beschert. Vor allem vom Scheren des Haares oder Bartes, das ja für viele oft eine Qual ist! Daher die Wendungen „jedem etwas zum Schür tun, Schererei, jeden ungeschoren lassen“. Auch „sich scheren um“ im Sinne von „sich kümmern um“ gehört hierher; denn „Kummer“ ist ja auch „Qual, Pein“. Ich erinnere ferner an die Ausdrücke „alles über einen Kamm scheren“ und „Schaumschläger“ für Phrasenheld, Zungendreher; ist doch der Barbier durch seine Redseligkeit bekannt! In der Redensart, „jemanden über den Löffel barbieren“ ist der Löffel, wie in der Jägersprache, bildlicher Ausdruck für das Ohr; man vergleiche die ähnliche Wendung „jemanden übers Ohr hauen“. Der Sinn ist der gleiche wie in dem Bilde „jemanden gehörig einseifen“.

Gehen wir nun zu den nahrhaften Gewerben über! Beginnen wir mit dem edlen B r a u e r gewerbe. In kritischen Zeiten „braut“ sich oft am politischen Horizont ein Gewitter zusammen, es „gärt“ allenthalben, und der „Abschaum“ der Menschheit und die „Hefe“ des Volkes wagt sich dann aus den Schlupfwinkeln hervor, um den verhaßten Reichen Blut oder Geld „abzuzapfen“.

Nun zum F l e i s c h e r, in dessen Läden köstliche Schinken und Würste locken! Alte Schmöker, die in Schweinsleder gebunden sind, nennen wir deshalb „alte Schinken“ oder „Schwarten“; wer von den Alten denkt bei diesem Wort nicht unwillkürlich an die heißverschlungenen „Indianerschwarten“ seiner Jugend? Was dem einen „Jacke wie Hose“ ist, ist dem andren „Wurst wie Pesse“; meist sagen wir aber kurz nur: Das ist mir Wurst! Dem Verschwender ist „keine Wurst zu teuer“, der Eigenbrötler will „seine Extrawurst“ haben, der Rachsüchtige droht: „Wurst wider Wurst“! Der Empfindliche spielt gerne „das gekränkte Leberwürstchen“, der Gegner des Fortschritts „wurstelt“ eben im alten Stile fort, und mancher spielt gerne den „Hanswurst“ (vom Narren, der früher beim Karneval eine dicke Lederwurst durch die Gassen trug). Der Fleischer heißt auch „Mehger“ von mekeln = schlachten; daher „niedermekeln“ und „abschlachten“ im Sinne von „töten“.

Die Bilder, die aus dem Leben des B ä c k e r s und K o c h s stammen, behandle ich hier gemeinsam, da sich häufig ihre Tätigkeiten decken. Jeder kann sich heute selber „einen schönen Teig einrühren“, einem andren das Leben „versüßen“, aber auch ihm „eine Suppe einbrocken“, es ihm „eintränken“ oder ihm „die Suppe versalzen“. Wenn man „etwas Schönes angerichtet“ hat, muß man es verstehen, bei Zeiten „den Braten zu riechen“. Wir „zwiebeln“ unsre Gegner gehörig, „hauen ihn in die Pfanne“ oder möchten ihn am liebsten „frikassieren“. Will man sich nicht „kaltgestellt“ sehen, muß man tüchtig mit Goldstücken „spicken“. Wer keinen höheren Gedankenflug hat, bleibt zeit-lebens „hausbacken“ und kann nur immer wieder „seinen alten Kohl aufwärmen“. Wenn man im Wagenabteil wie „in einem Nudeltopf“ hat sitzen müssen, glüht man „wie im Backofen“. Wer seinem Magen kein Feind ist, spielt gern den „Topfgucker“, muß sich aber dafür auch „gefalzene“ oder „gepfefferte“ Rechnungen gefallen lassen.

Auch das M ü l l e r g e w e r b e liefert uns einigen Stoff. Der Müller verschrotet das gute Korn. Biedre, kernige Menschen nennen wir daher Leute „von altem Schrot und Korn“. Klatschweibern (auch männlichen!) geht das Mundwerk „wie ein Mühlrad“. (Ich erinnere hier bei diesem Vergleich auch an Faust's Monolog in der Studierstube.) Wer das größere Mundwerk hat, der hat „Oberwasser“, und wenn der Gegner klein begeben muß, so ist ihm das „Wasser auf seine Mühle“. Seufzend kehrt der Beamte, wenn er seinen Urlaub genossen hat, in die alte „Tretmühle“ zurück.

Dereinzelte Bilder entstammen dem Handwerk des B ü r s t e n b i n d e r s und H e s t e l m a c h e r s. Die Wendung „fleißig sein, arbeiten wie ein Hestelmacher“ ist leichtverständlich, wenn man bedenkt, welche mühselige Arbeit die Herstellung der zierlich-kleinen Hestel (Kleiderhäkchen), vermittels Hammer und Zange, die jetzt maschinell geschieht, einst erforderte. Die Redensart „Lausen wie ein Bürstenbinder“ stammt daher, daß die Bürstenbinder ihre Besen und Bürsten, die sie im Winter anfertigten, in der Sommerzeit selbst zum Verkauf brachten, indem sie ihre Waren von Ort zu Ort trugen und von Haus zu Haus feilboten; in Grenzgebieten wie im Erzgebirge und Tsergebirge, ist es heute noch üblich. Dagegen hat die Wendung „Lausen wie ein Bürstenbinder“ nichts mit diesem Gewerbe zu tun; hier liegt vielmehr eine sogenannte „Volksetymologie“ vor, d. h. die sprachliche Umdeutung eines unverständlichen Begriffes durch das Volk. Ursprünglich lautete die Redensart „Lausen wie ein Bürschner“, d. h. ein Bursche, Student. „Bürschner“ (bursarii) waren die Mitglieder einer „Burs“ (Bursch), einer Vereinigung von Studenten, die aus einer gemeinsamen Kasse (Burse) zechten und ein gemeinsames Verbindungshaus hatten, das auch „Burse“ hieß, vom lateinischen bursa = Geldbeutel, B ö r s e. Wer einmal Freiburg im Breisgau besucht hat, kennt dort die uralte Gaststätte „Burse“. Die „Bursche“ wurde dann von der Zechgesellschaft auf die Mitglieder übertragen; zunächst bezeichnete es nur die Studenten, dann auch allgemein junge Leute (Handwerks-, Jägerbursch). In der genannten Redensart deutete das Volk das ihm nicht verständliche „Bürschner“ in „Bürstner“ (= Bürstenbinder) um. Wir Obersachsen kennen ja auch das Zeitwort „bürsten“ im Sinne von „tüchtig zechen, pickeln“: eigentlich gewissermaßen „die Gurgel ordentlich putzen“. Ich erinnere endlich noch an unser „Kraßbürsten“ als Sinnbild einer zänkischen oder unfreundlichen Person.

Endlich noch zum Schluß die Sprache des B e r g m a n n s! Mancher Leser wird, als er das Thema dieses Aufsatzes las, nach einigen „Stichproben“, die er machte, vielleicht eine geringe „Ausbeute“ erwartet haben. Indes ward zu seiner Überraschung eine reiche „Fundgrube“ der Erkenntnis daraus. Da wir etwas „tiefer schürften“, konnten wir mancherlei Neues „zu Tage fördern“ und ihm ein „reichhaltiges“ Menu vorsetzen. Doch wollen wir ihm endlich den langersehnten „Silberstreifen“ am Horizont zeigen, und, um nicht mit seinen Nerven „Raubbau“ zu treiben, nun endgültig „Schicht machen“!